

«Wahrheit nicht selber gebastelt»

Von der Universität Bern mit einem Preis bedacht, redet Andreas Feldtkeller über **Voraussetzungen für Religionsfrieden**

Der deutsche Theologe Andreas Feldtkeller sprach als Träger des Hans-Sigrist-Preises in Bern über «Ausbreitungsverhalten, Wahrheitsanspruch und Konfliktbereitschaft von Religionsgemeinschaften», besonders bei Christen und Muslimen.

INTERVIEW:
DANIEL GOLDSTEIN

«BUND»: Sie haben längere Zeit in Jordanien gelebt und geforscht. Was braucht es, damit Religionsgemeinschaften im gleichen Gebiet friedlich zusammenleben können?

ANDREAS FELDTKELLER: Gegenseitige Anerkennung ist besonders wichtig. Jordanien ist unter den islamischen Staaten einer der wenigen, in denen die Anerkennung sowie die Lebenssituation der christlichen Minderheit relativ gut sind und sich das Zusammenleben insgesamt fruchtbar gestaltet. Die Muslime anerkennen, dass die christliche Gemeinschaft zur Landeskultur und zur politischen Kultur etwas beizutragen hat.

Im Osmanischen Reich waren Christen und Juden doch auch anerkannt; ist diese Tradition im arabischen Raum weitgehend verloren gegangen?

Die traditionelle Anerkennung war eingeschränkt; sie bedeutete nie Gleichberechtigung der Christen oder Juden mit den Muslimen. Das änderte sich, als die islamische Welt sehr stark mit Werten aus Europa in Kontakt kam. Die Vorstellung von der Gleichberechtigung aller Menschen führte dazu, dass die Unterschiede in der Behandlung von Christen, Juden und Muslimen teilweise rechtlich abgeschafft wurden. Aber dabei ist manchenorts mehr verloren gegangen, als gewonnen wurde, indem dort nicht einmal mehr die eingeschränkte Anerkennung galt.

Gingen darauf christliche Gemeinschaften quasi in den Untergrund?

Christen, die schon immer Christen gewesen sind, können in

«Ist der Übertritt zu einer Religionsgemeinschaft verboten, verringern sich deren Lebensmöglichkeiten.»

abgeschlossenen Bereichen ihre Religion frei praktizieren, solange sie damit nicht an die Öffentlichkeit gehen. Das Stichwort «Untergrund» ist nur wichtig für Menschen, die einmal Muslime waren oder es nach den Papieren ihres Staates sein sollten, sich aber als Christen verstehen, damit manchenorts gegen die Rechtsvorschriften verstossen und sich verstecken müssen.

Verträgt sich das Verbot eines Religionswechsels mit der Idee, dass verschiedene Religionen in einem Land zusammenleben können?

Nein, das wirft ein sehr grosses Problem auf. Es ist einer der Punkte, in denen der Unterschied zwischen westlich verstandener Religionsfreiheit und islamischer Tradition am grössten ist. Wo der Übertritt zu einer Religionsgemeinschaft verboten ist – und das gab es auch für Juden in Europa –, verringern sich die Lebensmöglichkeiten dieser Gemeinschaft.

Gehört das Missionieren zur Religionsfreiheit, oder sollte es dem Religionsfrieden zuliebe unterbleiben?

Religionsfreiheit gemäss der Uno-Erklärung der Menschenrechte umfasst auch das Recht, zu mis-

sionieren im Sinne der Einladung, in eine Religionsgemeinschaft einzutreten – und das Recht der Menschen, selber über ihre Religionszugehörigkeit zu entscheiden. Eine Diskussion ist über die Grenzen der Missionsfreiheit zu führen, über den Respekt, der dabei anderen Religionen entgegenzubringen ist.

Wo ziehen Sie diese Grenzen?

Es darf keine Benachteiligung anderer Religionen geben, Gewalt gegen sie schon gar nicht. Meiner Ansicht nach ist auch eine negative öffentliche Darstellung anderer Religionen mit der Religionsfreiheit schwer vereinbar.

Die Mohammed-Karikaturen in Dänemark und andern Ländern entstanden zwar nicht in missionarischer Absicht, aber sie verstossen möglicherweise auch gegen die Empfehlung, andere Religionen nicht schlechtzumachen.

Das war der problematische Punkt, den Muslime sehr stark empfunden haben. Auf der andern Seite ging es um die künstlerische Freiheit. Hätten christliche Gemeinschaften versucht, sich so gegen den Islam zu profilieren, so hätten sie sich meiner Meinung nach nicht auf die Religionsfreiheit berufen können.

Aber wegen der künstlerischen Freiheit müssen sich Muslime in Europa damit abfinden, dass solche Dinge bei uns zulässig sind?

Ja, der Konsens in unseren Gesellschaften ermöglicht grössere Freiheiten. Auch das Christentum muss ja damit leben, dass seine Religion in Witzen oder Karikaturen in einer Weise dargestellt wird, die nicht alle als zuträglich empfinden.

Gibt es andere Aspekte des Umgangs mit Muslimen in Europa, wo Klagen über Verletzung der Religionsfreiheit berechtigt wären?

Ein wichtiger Punkt ist die Frage von Moscheebauten, denen man auch ansieht, dass sie Moscheen sind. Dabei gibt es oft das Argument, ein Stadtbild solle nicht durch einen Moscheebau verändert werden. Da bin ich der Auffassung, die Muslime hätten das Recht, ihre Religion in einem Raum zu feiern, den sie selbst als würdig empfinden und auf den sie stolz sind, so dass sie auch andere einladen können. Änderungen im Bild einer Stadt, deren Demografie sich auch verändert hat, wären in Kauf zu nehmen.

Wie weit kann ein Rechtsstaat verlangen, dass Religionsgemeinschaften auch in ihrem Innern Menschenrechte respektieren, zum Beispiel die Gleichberechtigung der Frauen?

Diese Frage berührt auch innerchristliche Diskussionen, etwa um das katholische Priesteramt. Dabei geht es nicht allein um das Verhältnis Staat-Religion, sondern es sind auch innere Veränderungsprozesse in Religionsgemeinschaften notwendig, gemeinsam für Männer und Frauen. Weder mit Blick auf den Islam noch auf die Katholische Kirche kann es sinnvoll sein, wenn Staaten Religionsgemeinschaften einfach dazu zwingen würden, ein gleichberechtigtes Amt für Frauen einzuführen. Ich hielte es eher für sinnvoll, Bewegungen zu fördern, die sich für eine Stärkung der Position der Frauen in diesen Gemeinschaften einsetzen, und Diskussionen anzustossen, die hoffentlich irgendwann einmal auch zu einem katholischen Priesteramt für Frauen führen und dazu, dass im Islam ebenfalls Frauen Gemeinden vorstehen können.

Wie verträgt sich der Wahrheitsanspruch jeder Religion mit der



Andreas Feldtkeller: Für «Diskussion über die Grenzen der Missionsfreiheit». FRANZISKA SCHEIDEGGER

Notwendigkeit, andere anzuerkennen? Muss dieser Anspruch zurückgenommen werden?

Nein, gerade nicht. Anerkennung kann nur dann ernsthaft sein, wenn sie die Anerkennung einschliesst, dass wir in Bezug auf die Wahrheit unterschiedliche Überzeugungen haben. Wichtig ist mir da der Gedanke der Unverfügbarkeit der Wahrheitsüberzeugung: Dass wir als Christen von der christlichen Wahrheit nicht deswegen überzeugt sind, weil wir uns das so zurechtgebastelt und diese Wahrheit erschaffen hätten, sondern weil wir uns als getragene erfahren haben – getragen von etwas, das uns als Geschenk zukommt. Anerkennung anderer bedeutet, diese Erfahrung auch ihnen zugestehen. Auch Muslime haben ihre Wahrheit nicht selber gebastelt, sondern sie erleben es so, dass ihre Wahrheit ihnen von Gott als Geschenk zugekommen ist.

Ist das, was ausserhalb der erlebten Wahrheit steht, dann eben nicht falsch, sondern nur anders?

Anerkennung, gegenseitiger Respekt und Toleranz haben auch da-

mit zu tun, dass wir lernen müssen – auch wenn wir manches von dem, was andere glauben, für falsch halten –, sie trotzdem als Menschen voll und ganz zu respektieren und auch als Religionsgemeinschaften anzuerkennen. Zum Beispiel gehört es zu den Lehren des Islam, wie es im Ko-

«Es bleibt nur, damit zu leben, dass die Muslime das, was ich glaube, für falsch halten.»

ran steht, dass Jesus Christus nicht am Kreuz gestorben sei. Das steht im Widerspruch zu dem, was ich als protestantischer Christ glaube. Es bleibt nur, damit zu leben, dass die Muslime das, was ich glaube, für falsch halten – und umgekehrt, und beide wissen es. Trotzdem geht es um Frieden miteinander.

Haben Sie in der arabischen Welt auch Bereitschaft zur Toleranz in diesem Sinn erlebt?

In Jordanien habe ich erlebt, dass es aus der Position der Minderheit

heraus sehr viel heikler ist, über solche Dinge zu reden. Wenn ich mit Muslimen über Jesus Christus sprach, musste ich sehr vorsichtig ertasten, wie sie zum Christentum stehen. Nur wenn sich ein gewisses Vertrauen entwickelt hatte, fühlte ich mich frei, meine Meinung zu sagen. Aus dieser Erfahrung heraus erahne ich, dass es für Muslime in der westlichen Welt diese Vertrauensschwelle vielleicht auch gibt.

Es gibt die These, monotheistische Religionen neigten dazu, einen besonders starken Wahrheitsanspruch zu vertreten und manchmal mit Gewalt durchzusetzen.

Dieser These stimme ich nicht zu. Der Buddhismus etwa hat nichts mit Monotheismus zu tun, hat aber einen sehr starken Wahrheitsanspruch: der Weg, den Buddha gelehrt hat, sei der einzige Ausweg aus der Gefangenschaft im Kreislauf der Wiedergeburt. Der Unterschied liegt darin, wie weit Religionsgemeinschaften versuchen, ihren Wahrheitsanspruch auch durchzusetzen, also Menschen dazu zu zwingen, sich dieser

Wahrheit anzuschliessen. Das ist geschichtlich entlang anderen Linien zu beschreiben, nicht anhand der Unterscheidung zwischen monotheistischen und anderen Religionen.

Gibt es zwischen den monotheistischen Religionen Unterschiede, wie weit sie auf den Durchsetzungsanspruch verzichten?

Seit wenigen Jahrzehnten gibt es im Christentum Entwicklungen, auf den Durchsetzungsanspruch generell zu verzichten, inzwischen fast weltweit. Im Islam gibt es bisher noch keine so weit gehende parallele Entwicklung. Aber ich stimme der These nicht zu, dass der Islam prinzipiell einen anderen Umgang mit dem Durchsetzungsanspruch hätte. Das Christentum hatte diesen anderen Umgang früher auch, und der Islam ist in vielen heutigen Bewegungen durchaus auf dem Weg dazu, ebenfalls auf den Durchsetzungsanspruch zu verzichten.

Das wäre ja auch eine Voraussetzung dafür, dass Religionen gemeinsam an einem Weltethos arbeiten, wie es Hans Küng vertritt.

Ja, das ist richtig. Solange man mit Partnern zu tun hat, die einen Durchsetzungsanspruch für ihre Religion vertreten und eigentlich der Meinung sind, dass Menschen notfalls auch mit Zwang dazu gebracht werden sollen, zumindest bei dieser Religion zu bleiben – so lange hat es wenig Sinn, über ein gemeinsames Ethos zu sprechen.

Sollte ein solches Ethos allein von Religionen getragen sein? Es könnten ja auch nichtreligiöse Menschen etwas dazu beitragen.

Ich halte es für sehr wünschenswert, nichtreligiöse Menschen einzubeziehen. Gegenüber dem Projekt, wie es von Hans Küng ursprünglich angestossen wurde und von der Stiftung Weltethos vertreten wird, würde ich von meiner persönlichen religionswissenschaftlichen Auffassung her manche Modifikationen wünschen, und diese Einbeziehung nichtreligiöser Überzeugungen wäre eine davon.

Ist es nicht sogar so, dass als gemeinsame Sprache für diese Bemühungen nur das rationale Denken infrage kommt, um Missverständnisse zwischen den Religionen vom Weltethos fernzuhalten?

Dem würde ich so nicht zustimmen. Nach meiner Überzeugung ist die Basis für eine Verständigung

«Der Islam ist durchaus auf dem Weg dazu, ebenfalls auf den Durchsetzungsanspruch zu verzichten.»

zwischen Menschen überall auf der Welt, dass wir gemeinsam wahrnehmen, was uns als Menschen ausmacht, welche grundlegenden Erfahrungen wir überall auf der Welt machen, aber oft verschieden erleben, weil wir sie verschieden deuten. Über diese Erfahrungen müssen wir uns verständigen, aber dabei würde ich es nicht richtig finden, eine einseitige Betonung auf die Vernunft zu legen, auf die Rationalität. Sie gehört natürlich zum Menschen, aber sie macht längst nicht das Menschsein insgesamt aus; dazu gehören auch die emotionalen, die lieblichen und die gemeinschaftlichen Aspekte und das, was man heute Ökologie nennt, also unser Angewiesensein auf dieses Biotop Erde, für das wir kein zweites bekommen werden, wenn wir es verbraucht haben. All dies ist einzubeziehen in eine gemeinsame Verständigung darüber, was das Menschsein ausmacht.

Preis und Preisträger

Die Hans-Sigrist-Stiftung, benannt nach einem 1982 gestorbenen Gutsverwalter und Literaten, verleiht Stipendien sowie seit 1994 jährlich einen Forschungspreis von 100 000 Franken, für den alle Fakultäten der Universität Bern Vorschläge machen können.

Dieses Jahr wurde am Dienstag vor dem Symposium –

der 47-jährige Theologe Andreas Feldtkeller geehrt, der an der Berliner Humboldt-Universität lehrte. 1992 bis 1996 hatte er als Pfarrer und Forscher in Jordanien gelebt und das Werk «Mutter der Kirche im Haus des Islam» verfasst.

Die Universität Bern würdigt die Verbindung von Forschungen über die Antike mit der Untersuchung aktueller Konstellationen

und den Beitrag Feldtkellers zum Zusammenleben der Religionen. Das Preisgeld ist für Forschungen bestimmt. Er will untersuchen, wie sich das Verständnis heiliger Schriften in verschiedenen Religionen auf deren Umgang miteinander auswirkt. Auch interessiert ihn, wie sich das Zusammenleben in einer säkularen Staatsordnung verankern lässt. (dg)